

in ein Boot gelassen; die Ruder griffen in die See, der Mond schien kalt herab, und noch lange hörten wir das Boot in der stillen Nacht dem Kloster zurauschen, in dessen Kirche der Leichnam, von der katholischen Bevölkerung der Küste bewacht, niedergesetzt wurde.

Die ganze Tragödie ging furchtbar rasch; kaum erkrankt, war der arme Matrose schon ausgeschifft und lag unter Fremden allein im fernen Kirchlein.

Ernst gestimmt suchte heute Jeder seine Lagerstätte.

Den 5. August.

Der Morgen verging mit Arbeiten und Exercitien am Bord; um 2 Uhr wurde die Flagge auf halber Höhe eingeholt, und eine lange Reihe von Booten zog mit der Felle des Commandanten, die ebenfalls die Flagge auf halber Höhe trug, an der Spitze mit den Officieren und aller disponiblen Mannschaft der Corvette zum Kloster. Im Hofe der Ruine wurden wir von der sämmtlichen katholischen Bevölkerung des Caps empfangen und in die zerfallene Kirche geführt. Hier stand der offene Sarg, ein Schweigstuch bedeckte das Anlich der Leiche, und ein kleines hölzernes Kreuz, vom Schiffstischler rasch zusammengesägt, war in die Hände derselben gelegt; die Mannschaft wurde in Reihe und Glied aufgestellt und unser Arzt trat vor und hielt eine kurze passende Rede, die mit dem „De profundis“ endigte. Der Sarg wurde geschlossen und langsam Schritte trugen ihn die Kameraden des Verstorbenen, den Zug eröffnend, dem wir folgten, in den Klosterhof, wo er unter dem Schatten eines alten Feigenbaumes in die Erde gesenkt wurde. Die Salven der Infanterie ertönten, und Jeder von uns warf etwas Erde in das sich schließende Grab, auf das wir das Kreuz mit kurzer Inschrift pflanzten. Die Feier war einfach, ohne allen Prunk, aber von Matrosen dem Matrosen gezollt; sie machte einen tiefen Eindruck auf die katholische Bevölkerung . . .

Beethovens Anfänge in Wien.

(Fortsetzung.)

Ein anderes Haus, das ebenfalls für den jungen Beethoven und zwar für seinen musikalischen Entwicklungsgang wichtig ward und durch sein ganzes Leben von höchster Bedeutung bleiben sollte, war das des Grafen, späteren Fürsten Andreas Rysimowitsch Kasumowitsch, eines Schwagers vom Fürsten Lichnowsky. Das war ein recht merkwürdiger Herr — J. F. Reichardt nennt ihn einen ansehnlichen verständigen Mann — und nicht der erste, an dem sich die Ironie der Geschichte so recht erheitern bewies, daß nämlich er, der Aristokrat vom reinsten Wasser und wie sein Freund Metternich jeder freien Regung im Leben der Völker im tiefsten Grunde abhold, er, der Erzfeind der französischen Revolution, „dem eben so wenig wie dem Grafen Pozzo di Borgo ein sehr wichtiger Antheil am Sturze des Napoleonischen Weltthrons abgesprochen werden kann“, als einer der wirkungsvollsten Gönner Beethovens gerade die geistigen Errungenschaften dieser großen Bewegung, wenigstens auf dem Gebiete einer wenn auch wortlosen Kunst durchaus begünstigen mußte. Adaliges Blut, wie bei den Lichnowsky's, floß zwar nicht in seinen Adern. Sein Vater war wie sein vom Glück so sehr begünstigter Oheim Alexis durch die Zuneigung der russischen Herrscherinnen groß geworden, und Andreas Rysimowitsch erfuhr nun die seltene Gunst, mit dem um wenige Jahre jüngeren Großfürsten Paul durch die besten Lehrer der Zeit in allen geistigen Dingen unterrichtet zu werden. Unerklärte Beziehungen zur Großfürstin lösten später diesen Freundschaftsbund. Kasumowitsch ward Gesandter in Neapel, beglückter Liebhaber der Königin Karoline, später Gesandter in Stockholm und zu Ende des Jahres 1793 Gesandter und 1797 wirklicher Botschafter in Wien, welchen Posten er viele Jahre bekleidete. Schon in den achtziger Jahren war er übrigens wiederholt in der Kaiserstadt gewesen, und es scheint, daß auch ihm die Art und Weise, wie der hohe Adel Oesterreichs damals lebte, so gleich ganz besonders zusagte. Heiterer Lebensgenuß, verbunden mit feinsten Sitten, mannigfache Geistesbildung und ein reger Kunstsinne zeichneten auch ihn aus, und seine Neigung zu Frauen ließ ihn die Befriedigung aller Wünsche gerade in Wien damals am leichtesten finden. Er wird als ein vollendeter Cavalier geschildert, dessen schönes Aeußeres und einnehmendes Wesen ihn fast überall unwillkürlich machten. Im Jahre 1788 schon hatte er die Gräfin Elisabeth Thun geheiratet, eine vollendete Schönheit, und so kam er sogleich mitten in die musikalischen Kreise der Hauptstadt. Zumal bei seinem Schwager Lichnowsky konnte er damals auch den Schöpfer des „Don Juan“ kennen lernen. Mehr aber scheint er sich von Anfang an zu Haydn geneigt zu haben. Er spielte selbst Geige und bevorzugte also die Quartettmusik, auch finden wir, besonders später, die Fürsten Esterházy stets in seiner Gesellschaft, und so wird er auch Haydn, den Schöpfer jenes Musikgenusses, wohl bereits früh persönlich kennen gelernt haben. Jedenfalls war ihr Verkehr mit einander ein musikalisch sehr vertrauter, denn Schindler, der darüber unterrichtet sein konnte, erzählt ausdrücklich: „Haydn hatte an diesem Kunstfreunde jenen seinen Sinn zu richtiger Erfassung vieler nicht auf der Oberfläche liegender und durch übliche Zeichen auszudrückender Eigenthümlichkeiten in seinen Quartetten und Sym-

phonieen entdeckt, darum er es unternommen, den Grafen zunächst mit diesen verborgenen Intentionen bekannt zu machen.“ Kasumowitsch habe dann diese Feinheiten auf seine jugendlichen Mitspieler übertragen und sie so auch für Beethoven vorgebildet.

Ueber die Art und Weise nun, wie der junge Künstler in diesen und anderen vornehmen Häusern aus- und einging, besitzen wir das Zeugniß einer noch lebenden Zeitgenossin Beethovens, die ich vor ungefähr zwei Jahren in Augsburg kennen lernte. Diese Dame heißt Frau von Bernhardt und ist im Jahre 1783 geboren. Die originelle Erscheinung der jetzt über achtzigjährigen Frau in ihrer faconlosen oder wenigstens völlig unmöglichen Tracht mit der großen weißen Lobbenhaube nach alter Art konnte beim ersten Begegnen freilich keinen sehr hoffnungreichen Eindruck machen. Allein die nähere Unterhaltung bewies bald einen völlig ungetrübten Geist, ja einen Geist von ganz ungewöhnlicher Lebhaftigkeit und überaus klarer natürlicher Anschauung der Dinge und ein Gemüth von schönster Reinheit und jener anspruchlosten Liebesswürdigkeit, die in doppelt Respect fordernder Weise sesselt. Sie ist die Tochter eines Herrn von Klüßow, der viele Jahre in Neval in Esthland gewohnt hatte, dann aber im Anfange der achtziger Jahre nach Augsburg kam und sich dort verheiratete. Da sie früh musikalische Anlagen zeigte und der Vater diese Kunst sehr liebte, so dachte er ihr eine wirklich künstlerische Ausbildung zu geben und benutzte dazu die Gelegenheit der Bekanntschaft mit Schillers Jugendfreund, Johannes Andreas Streicher, der kurz vorher in Augsburg die aus Mozarts Briefen bekannte Klannette Stein, Tochter des berühmten Clavierfabrikanten, geheiratet und mit ihr als Clavierlehrer nach Wien gezogen war. Dieser veranschaffte denn im Jahre 1795 dem zwölfjährigen aufgeweckten Mädchen eine Unterkunft bei dem ersten Secretair des russischen Botschafters, Herrn von Klüßell, der in den Kreisen des hohen Adels, von denen wir oben hörten, ebenfalls eine gewisse Stellung einnahm.

Eines Tages, erzählt sie nun, kam ihr damals noch wenig bekannter Lehrer zu ihr mit Sachen, von denen er sagte, es möge sie keine der jungen Damen, die er unterrichtete, gern spielen, weil sie ihnen zu unverständlich und zu schwierig seien; ob sie wohl Lust habe die Stücke zu lernen? Es waren die ersten Clavierfonaten Beethovens op. 2, die soeben im März 1796 bei Artaria in Wien erschienen waren. Das Mädchen nun traut sich wohl zu, damit fertig zu werden, und versteht bald sowohl diese wie andere Claviersachen des jungen Meisters in solcher Weise vorzutragen, daß man sie zu den familiären Musikunterhaltungen bei Lichnowsky und Kasumowitsch zuzieht. Auch Beethoven, der damals noch häufig hier zu sehen war, hörte davon, wie gut sie seine Sachen spiele, und machte sich bald mit ihr bekannt, ja er lernte ihr Talent bald so sehr schätzen, daß er selbst ihr von da an fast jedesmal ein Exemplar seiner jüngsten Claviersachen, sobald sie im Druck erschienen waren, mit einem kleinen, meist scherzhaften Briefchen, wie wir ja deren so viele kennen, zuzusenden pflegte. Leider ist von diesen Papilloten nichts mehr vorhanden, da, wie die alte Dame sagt, damals stets so viele hübsche russische Officiere in ihrem Hause verkehrten, daß ihr der von Gesicht garstige Beethoven gar keinen Eindruck gemacht habe. Uebrigens sah sie den jungen Künstler sehr häufig, und Beethoven spielte dort oft stundenlang, aber stets „ohne Noten“. Das sei denn bewundernswürdig gewesen und habe Alles in Entzücken versetzt. Eines Tages sei auch der bekannte Componist Franz Krommer dort gewesen und habe eine neue Composition von sich vorgetragen. Beethoven sei dabei Anfangs neben ihr auf dem Sopha gesessen, bald aber aufgestanden und im Zimmer umhergegangen, dann sei er ans Clavier getreten und habe sich mit irgend welchen Notenheften beschäftigt, kurz, er habe nicht die mindeste Aufmerksamkeit auf das Spiel gezeigt. Ihr Hausherr habe sich darüber gekümmert und einem Freunde des jungen Konchalants, Herrn Zmeskal v. Domanowecz, angetragen, ihm zu sagen, daß sich das nicht gezieme; ein junger Mann, der noch nichts sei, müsse stets seine Achtung beweisen, wenn ein älterer verdienter Componistur etwas vortrage. Von diesem Augenblicke an aber habe Beethoven niemals wieder den Fuß in ihr Haus gesetzt.

Ueberhaupt ist unsere Dome voll von Erinnerungen an die ungestümen Eigenheiten des jungen Künstlers. „Wenn er in unser Haus kam, steckte er gewöhnlich erst den Kopf durch die Thür und vorgekifferte sich, ob nicht Jemand da sei, der ihm mißbehagte. — Er war klein und unscheinbar, mit einem häßlichen rothen Gesicht voll Pockennarben. Sein Haar war ganz dunkel und hing fast zottig um's Gesicht, sein Anzug war sehr gewöhnlich und nicht entfernt von der Gemähltheit, die in jener Zeit und zumal in unseren Kreisen üblich war. Dabei sprach er sehr im Dialekt und in einer etwas gewöhnlichen Ausdrucksweise, wie denn überhaupt sein Wesen nichts von äußerer Bildung verrieth, vielmehr unmanierlich in Geberden und Benehmen erschien. Er war sehr stolz; ich habe gesehen, wie die Mutter der Fürstin Lichnowsky, die alte Gräfin Thun, vor ihm, der in der Sopharde lehnte, auf den Knien lag, ihn zu bitten, daß er doch etwas spiele. Beethoven that es aber nicht. Die Gräfin Thun war übrigens eine sehr excentrische Dame.

Zu Lichnowsky ward ich häufig eingeladen, um dort vorzuspie-

len.
Frau
Sie
hört
kinn
Gra
Ma
Don
war
Red
Hay
auf
alte
Kleid
Wei
zu
gen
das
woh
25.
(den
den
müß
kann
aus
auf
Str
wod
folg
ist
cate
vire
Clav
mei
woh
sche
berl
Niel
nen
wese

Bu
von
Bu
sein

Kat
wie

Pa
thei
Ehe
Pa
unt
sche
kann

29.

wu
Sch
mie
und
sch
jene
eine
dies

Es
in
es
me
erf
eine
aus

1.—
wu
25

der
Di
auf
hab

neh

1.—
wu
25

der
Di
auf
hab

neh

1.—
wu
25

der
Di
auf
hab

neh